



»Unverzichtbar
für alle, die verstehen
wollen, unter welchen
Umständen Kunst
entsteht oder ver-
hindert wird.«

MARGARET ATWOOD

tillie olsen

Was fehlt

Unterdrückte
Stimmen in der
Literatur



aufbau

The book cover features a black and white photograph of a woman from behind, walking away on a light-colored path. She is wearing a dark, long-sleeved dress or jumpsuit and carrying a dark handbag. The background is a bright, slightly textured surface. In the top left, there is a teal circular quote. The author's name is in large orange letters, and the title is in yellow. The publisher's logo and name are in the bottom left.

»Unverzichtbar
für alle, die verstehen
wollen, unter welchen
Umständen Kunst
entsteht oder ver-
hindert wird.«

MARGARET ATWOOD

tillie
olsen

Was fehlt

Unterdrückte
Stimmen in der
Literatur

a

aufbau

Über das Buch

Anhand verblüffender Aussagen von Schreibenden beleuchtet Tillie Olsen, auf welcher vielfältigen Weise der schöpferische Geist seit jeher unterdrückt wurde. Neben den großen Gestalten der Literatur wendet sie sich vor allem den Marginalisierten zu, den Schriftstellerinnen, deren Kräfte in Häuslichkeit und Mutterschaft aufgerieben wurden, deren soziale Herkunft, sexuelle Orientierung oder Hautfarbe zu Ausgrenzung und Isolation führten. Sie öffnet den Blick für jene, die aufgrund der Umstände überhaupt keine Sprache finden konnten und einzig als Leerstellen in der Literatur auszumachen sind. Denn erst wenn wir anerkennen, was fehlt, können wir unsere Gesellschaft und die Literatur, die sie hervorbringt, richtig verstehen.

»Unverzichtbar für alle, die verstehen wollen, unter welchen Umständen Kunst entsteht oder verhindert wird.«
Margaret Atwood

Über Tillie Olsen

Tillie Olsen, 1912 in einer russisch-jüdischen Familie im Mittleren Westen der USA geboren, musste als vierfache Mutter ihre fortschrittlichen Ansichten und ihren künstlerischen Ehrgeiz mit Brotarbeit unter einen Hut bringen. Obwohl sie die Highschool ohne Abschluss verlassen hatte, erhielt sie für ihren Erzählungsband *Ich steh hier und bügle* sowie die hier vorliegenden Essays diverse Auszeichnungen sowie Stipendien, Ehrentitel und Gastprofessuren der großen amerikanischen Universitäten, darunter Stanford, Harvard und Amherst. Sie starb 2007 in Oakland, Kalifornien.

ABONNIEREN SIE DEN NEWSLETTER DER AUFBAU VERLAGE

Einmal im Monat informieren wir Sie über

- die besten Neuerscheinungen aus unserem vielfältigen Programm
- Lesungen und Veranstaltungen rund um unsere Bücher
- Neuigkeiten über unsere Autoren
- Videos, Lese- und Hörproben
- attraktive Gewinnspiele, Aktionen und vieles mehr

Folgen Sie uns auf Facebook, um stets aktuelle Informationen über uns und unsere Autoren zu erhalten:

<https://www.facebook.com/aufbau.verlag>

Registrieren Sie sich jetzt unter:
<http://www.aufbau-verlage.de/newsletter>

Unter allen Neu-Anmeldungen verlosen wir
jeden Monat ein Novitäten-Buchpaket!

Tillie Olsen

Was fehlt

Unterdrückte Stimmen in der Literatur

Aus dem Amerikanischen von Nina Frey und Hans-Christian Oeser

Herausgegeben von Hans-Christian Oeser, Nele Holdack,
Nina Frey

Mit einem Vorwort von Julia Wolf

 aufbau *digital*

Inhaltsverzeichnis

Titelinformationen

Informationen zum Buch

Newsletter

Was fehlt? — Zur Aktualität Tillie Olsens

Motto

1. — Das Schweigen in der Literatur

2. — Eine von zwölf: Frauen unter den Schreibenden

3. — Dem Schweigen auf der Spur

Das Schweigen der großen Gestalten der Literatur

Thomas Hardy (1840–1928)

Gerard Manley Hopkins (1844–1889)

Herman Melville (1819–1891)

Willa Cather (1876–1947)

William Blake (1757–1827)

Jane Austen (1775–1817)

Spielarten des Schweigens

Schweigen aufgrund von Zensur

Politisches Schweigen

Politisches Schweigen: eine weibliche Form

»Das Messer perfektionistischer Haltung in Leben und Kunst«

Das Schweigen der Marginalisierten

»Stückweise Aufopferung [meines Talents], um den Wert seines Wesens zu bewahren«

Abwesenheiten, die eine Art Schweigen sind (»Aber hundertzwanzig Geschichten ...«)

Aggressive Zerstörer: vorzeitige Mundtotmacher

Schweigen im weiten Feld der Vorbereitung

Schweigen, wo das Leben nie zum Schreiben findet

Schöpferische Arbeit und die Umstände, die sie benötigt, um ungehindert funktionieren zu können

»Unaufhörliche Arbeit ist das Gesetz der Kunst wie das des Lebens«

Unbegrenztes Alleinsein

Häusliche Unterstützung (die Conrad-Wahrheit)

Die unaufhörliche Arbeit, das schreckliche Gesetz, die furchtbare Aufgabe

Dieser unbegreifliche Herr namens Arbeit

Unterirdische Kräfte

Unterirdische Kräfte – und schöpferische Arbeit unter Bedingungen, die vollständiges Funktionieren ermöglichen

Virginia Woolfs *The Waves* (Die Wellen)

Unterirdische Kräfte

Wenn die Erfordernisse des kreativen Schaffens nicht an erster Stelle stehen können

Die literarische Situation (1976)

Der Druck, zu publizieren, »immer wieder vor dem
Publikum in Erscheinung zu treten«
Die literarische Atmosphäre

4. — Elf von zwölf - wer fehlt

Die Plage: ihr ältester Ausdruck

Ein Gefühl des Unrechts beim Namen genannt

Hintergrund

Frauen in der Literatur und in der Wirklichkeit:

1817-1976

Alphabetisierung

Eine von zwölf: Statistiken zu Schriftstellerinnen und
Schriftstellern, denen Würdigung zuteilgeworden ist

Verhältnis weiblicher zu männlichen Schreibenden

Der Säugling, das Kind-Mädchen, das Mädchen, die junge
Schriftstellerin

Die Verdammnis der Frau

Von der Verfügung betroffen

Könnte es nicht noch weitere Wunderwerke gegeben
haben?

Schreibende Mütter

Der Engel im Haus

Virginia Woolf und der Engel

Einige Erscheinungsformen des Engels (1800-1970)

Die Befreiung des unentbehrlichen Engels

Gattinnen, Mütter, Möglichmacherinnen

Für meine Frau, ohne die ...

... mit Fleisch und Bein

Wir, die wir schreiben, sind Überlebende – Einzige;
eine von zwölf ... und müssen berichten von unserem
willkürlichen Glück, unseren besonderen
Bedingungen

Die Plage: unsichtbare Gründe des Verstummens
Zusammenbruch

Flieht auf eurem Esel, Annen, Annen, liebste
Schwestern ...

Arbeitsbedingungen

Einige Auswirkungen, die es hat, sich als schreibende
Frau schädlichen Behandlungen und Umständen
entgegenstellen, ja sich ihnen stellen zu müssen.

Verweigerte Umfassenheit

Beschränkung auf eine Ebene I: »Schreiben wie ein
Mann«

Beschränkung auf eine Ebene II: »Schreiben wie eine
Frau«

Beschränkung auf eine Ebene III: Einengung auf die
biologische Frau (Sexualpartnerin)

Andere Hemmnisse, Schranken, Belastungen auf dem
Weg zur eigenen Stimme, Vision, Umfassenheit

Angst

Liebe

5. — Kreativität, Potenzial - die erste Generation

Anhang

Anmerkungen

1. Das Schweigen in der Literatur
2. Eine von zwölf
3. Dem Schweigen auf der Spur
4. Elf von zwölf – wer fehlt
5. Kreativität, Potenzial – die erste Generation

Editorische Notiz

Erläuterungen

Impressum

Was fehlt?

Zur Aktualität Tillie Olsens

Vorwort von Julia Wolf

In den Tagen und Wochen nach der Geburt meines ersten Kindes wollte ich ständig schreiben. Wann immer es ging, habe ich mir Zettel und Stift geschnappt und drauflosgeschrieben. Es war gar nicht so sehr das Bedürfnis, einen bestimmten Gedanken oder ein bestimmtes Wort festzuhalten, das mich antrieb, sondern die Sehnsucht nach dem Akt des Schreibens an sich. Und nach dem Bild: Da sitze ich und schreibe. Schau nur her, Welt! Das Baby ist da, und ich schreibe immer noch. So groß war meine Angst, dass meine Mutterschaft die Autorin in mir auslöschen könnte.

In den viereinhalb Jahren, die seitdem vergangen sind, habe ich mir bewiesen, dass beides geht: *books and babies*¹. Ich habe Bücher übersetzt, einen Roman geschrieben und Kompliz:innen gefunden, die auch Mütter und Autor:innen sind. Und dennoch überkommt mich in dem Moment, in dem klar wird, dass sich der Wunsch nach einem zweiten Kind zu erfüllen scheint und ich wieder schwanger bin, eine schleichende Panik. Nachts schrecke ich aus dem Schlaf und bin mir plötzlich ganz sicher, einen

Fehler zu begehen. Alles, was ich mir als Autorin aufgebaut habe, sehe ich durch dieses zweite Kind bedroht. Plötzlich komme ich mir dumm und naiv vor. War es nicht mit einem Kind schon schwer genug, die Zeit und den Raum für die kreative Arbeit zu finden? Hätte ich aus dieser Erfahrung nicht lernen und mich konsequenterweise gegen ein zweites Kind entscheiden müssen? Erst im Gespräch mit einer Freundin, die auch Mutter und Autorin ist, gelingt es mir, die Panik einzufangen. Ist es nicht verrückt, hält sie meinen Fragen entgegen, dass wir immer das Gefühl haben, etwas aufgeben zu müssen, sei es die Kunst oder die Mutterschaft?

»I lost craziness of endurance«² – mit dieser lapidaren Feststellung erklärt Tillie Olsen in ihrem bahnbrechenden Essay *Silences* von 1962 ihr eigenes zeitweiliges Verstummen als Autorin. Mitte der dreißiger Jahre hatte sich die 1912 geborene Tochter russisch-jüdischer Einwanderer bereits einen Namen im amerikanischen Literaturbetrieb gemacht und den Vorschuss für einen Roman kassiert, den sie nie zu Ende schrieb.³ Neben ihrem politischen Engagement in der Kommunistischen Partei und der Arbeiterbewegung sowie den familiären Verpflichtungen (Olsen war damals bereits Mutter einer kleinen Tochter) ließ sie diese erste Chance auf

literarischen Ruhm verstreichen. Sie gebar drei weitere Töchter und half unter anderem als Texterin, den Lebensunterhalt der Familie zu bestreiten. In den frühen fünfziger Jahren hatte sich außerdem das politische Klima in den USA gewandelt, und Olsen und ihr zweiter Mann Jack mussten in der McCarthy-Ära aufgrund ihrer politischen Aktivitäten die Verfolgung durch den Staat fürchten. Anfangs schrieb Olsen noch in den freien Momenten zwischen Lohn- und Sorgearbeit⁴, etwa auf den Busfahrten zur Arbeit, aber irgendwann verließ sie schlichtweg die Kraft.

Ich verlor die Verrücktheit, die die Ausdauer verlangte – auch wenn meine Schreib- und Lebensbedingungen andere sind als die von Tillie Olsen in den vierziger und fünfziger Jahren des 20. Jahrhunderts, hat sich mir dieser Satz eingebrannt. Formuliert er doch genau das, wovor ich Angst habe: Dass ich, wenn die doppelte Belastung durch Sorge- und Lohnarbeit größer wird, womöglich nicht durchhalte als Autorin. Irgendwann keine Kraft mehr für Nachtschichten am Schreibtisch habe oder schlichtweg entscheide, dass der Preis zu hoch ist, und aufhöre zu schreiben.

Nicht nur die Last des Alltags hat Tillie Olsen vom Schreiben abgehalten, auch unter ihrem Mangel an

formaler Bildung und dem hohen Anspruch an sich selbst hat sie gelitten – die Autorin, die in den siebziger und achtziger Jahren zu einer der wichtigsten Stimmen der Frauenbewegung wurde, verehrt von berühmten Kolleginnen wie Ursula K. Le Guin, Margaret Atwood und Alice Walker, hatte nie eine Universität oder ein College besucht, selbst die Highschool hatte sie ohne Abschluss abgebrochen. Eine genialische Attitüde wie etwa die von Beat-Schriftsteller Jack Kerouac, von dem es heißt, er habe *On the Road* in drei Wochen geschrieben, war ihr fremd. 1961 veröffentlichte Olsen dann unter dem Titel *Tell Me a Riddle*⁵ vier Geschichten. Diese verschafften ihr große Anerkennung (unter anderem den O. Henry Award), so dass sie in den folgenden Jahren verschiedene Stipendien erhielt und an das renommierte Radcliffe Institute, heute Teil der Harvard University, eingeladen wurde. Endlich hätte sie also die Zeit und den Raum gehabt, ungestört ihren Roman zu schreiben. Doch der Text wollte weiterhin keine rechte Form annehmen, und Olsen las mehr, als dass sie schrieb. Und so entstand während dieser Zeit statt eines Romans ein Vortrag mit dem Titel »Death of the Creative Process«, den Olsen frei anhand einer losen Zettelsammlung hielt. Ihre enge Freundin Anne Sexton tippte die Notizen im Laufe des folgenden Sommers ab, und 1965 veröffentlichte *Harper's Magazine* den überarbeiteten Text unter dem Titel *Silences*. 1974 erschienen die gesammelten Essays von

Tillie Olsen unter ebendiesem Titel – der Radcliffe-Vortrag stellt den ersten Teil des Bandes dar (wie auch der vorliegenden deutschen Ausgabe), von nun an überschrieben als *Silences in Literature – Das Schweigen in der Literatur*.

Olsen nähert sich in ihren Essays dem Leben derer, die zeitweilig oder dauerhaft vom Schreiben abgehalten werden und verstummen – »Leben, die nie zum Schreiben fanden«. Anhand von Tagebucheinträgen, Briefen und literarischen Texten unterschiedlichster Autor:innen stellt sie die Mechanismen des *silencing* dar, wozu sie auch staatliche Repressionen wie Zensur zählt. Ihr besonderes Interesse gilt jedoch Frauen wie ihr selbst, deren Schreiben durch Mutterschaft und Sorgearbeit verhindert wurde und wird. Sie führt eine lange Liste von Autor:innen an, die nie Kinder hatten, und stellt fest, dass jene, die Kinder bekamen und trotzdem weiterschrieben, meist ökonomisch bessergestellt waren und Haushaltshilfen und Kindermädchen hatten. Unter anderen Bedingungen, so Olsen, seien Mutterschaft und Autor:innenschaft kaum zu vereinbaren.

Vom heutigen Standpunkt aus könnte man versucht sein, Olsens Analysen als historisch abzutun, immerhin sind seit der Erstveröffentlichung sechs Jahrzehnte vergangen, die

Rolle von Männern bei der familiären Care-Arbeit beginnt, wenn auch langsam, sich zu wandeln, und es gibt etliche Beispiele von Autor:innen, denen der Spagat zwischen Produktion und Reproduktion durchaus gelingt. Doch meine eingangs geschilderte Panik, die ziemlich unmittelbar nach der Freude über meine erneute Schwangerschaft einsetzte, führte mir anschaulich vor Augen, wie aktuell Olsens Essays nach wie vor sind. Oder, um es mit den Worten der Autorin Mareice Kaiser zu fassen, die vor Kurzem in einem Instagram-Post schrieb: »Beuys sagt: Jeder Mensch ist ein Künstler. Ich sage: Jeder Mensch, der Zeit hat, kann ein Künstler sein. Selbstbestimmte Zeit. Jeder Mensch, der sich Zeit für Kunst nehmen kann, kann ein Künstler sein.«

Auch in anderen Aspekten sind Olsens Analysen erschreckend zeitgemäß. So korrespondiert die Methodik ihres Essays *Eine von zwölf: Frauen unter den Schreibenden*, ursprünglich von 1971, stark mit der Initiative #vorschauenzählen der Literaturwissenschaftlerinnen Berit Glanz und Nicole Seifert, die anhand der Verlagsvorschauen des Frühjahres 2020 Statistiken zur Sichtbarkeit von Frauen im deutschen Literaturbetrieb erstellt haben.⁶ Zwar ist die Unterrepräsentation von Frauen in der deutschen Literaturlandschaft bei Weitem nicht mehr so extrem wie von Olsen in den Sechzigern für die amerikanische

Literatur beschrieben, dennoch kommt Nicole Seifert in ihrem 2021 erschienenen Buch *Frauenliteratur* zu dem Schluss: »Je höher das literarische Prestige eines Verlages, desto mehr scheint er auf Männer im Programm zu setzen.«⁷ Auch in Seiferts Kritik daran, wie Literatur von Frauen oftmals besprochen wird und Themen aus weiblichen Erfahrungswelten abgewertet wurden und werden, hallt das Echo von Olsens Analysen derselben Aspekte wider.

Auf vielen Ebenen ist Olsen hochaktuell. Der wichtigste und überraschendste Punkt scheint mir aber zu sein, dass Olsens Ansatz bereits in den frühen sechziger Jahren intersektional war. Stets hat sie die verschiedenen Diskriminierungskategorien wie Geschlecht, Herkunft, sexuelle Orientierung und soziale Klasse zusammengedacht. Letztere nimmt im Denken der Marxistin einen besonderen Platz ein, ökonomische Faktoren spielen bei ihr eine zentrale Rolle. So zeigt sie eindringlich, wie auch kapitalistische Markt- und Vermarktungsstrukturen Autor:innen zum Verstummen bringen können. Nicht zuletzt kommt Olsens Essay das große Verdienst zu, über Jahrzehnte hinweg zahlreiche Autor:innen inspiriert zu haben, die Bedingungen ihres Schaffens und ihren Kampf um Sichtbarkeit nicht als

bloßes Ergebnis ihrer individuellen Lebensbedingungen zu sehen, sondern beides im gesamtgesellschaftlichen Kontext zu begreifen.

Was fehlt. Der Titel der deutschen Erstausgabe hat eine wehmütige Note. Aktuell denke ich bei diesem Titel an all die Texte, die während der Pandemie nicht geschrieben wurden, weil ihre Autor:innen nach einem Tag mit Lohn- und Sorgearbeit und Homeschooling schlichtweg zu erschöpft waren. Wie viele Stimmen sind, zeitweise oder dauerhaft, verstummt, während doch gerade sie von den Auswirkungen der Pandemie auf die Gesellschaft erzählen könnten? Die Feststellung, dass ihre Stimmen fehlen (oder unterrepräsentiert sind), lässt sich auf viele andere Gruppen übertragen. So bemängelte beispielsweise vor Kurzem Eva Tempest in der *Berliner Zeitung* die geringe Sichtbarkeit von queeren Autor:innen in der deutschen Verlagslandschaft.⁸

Natürlich reicht es nicht, bei der Feststellung des Status quo, bei der Wehmut und dem Bedauern über das, was hätte sein können, stehen zu bleiben. Tillie Olsen verknüpft den Schmerz über all die ungeschriebenen Leben mit einer Forderung an die Zukunft: »Es gibt so viel Ungeschriebenes, das noch geschrieben werden muss.«

Was fehlt? Als Frage formuliert, verstehe ich den Titel als ständige Aufforderung, den Literaturbetrieb und seine Mechanismen, ganz im Sinne Olsens, zu hinterfragen: Wen hören und lesen wir, wen nicht? Und warum nicht? Wollen wir uns wirklich damit abfinden, dass es im Zweifelsfall nur denjenigen gelingt, wie Olsen es nennt, »ihre Leben zu schreiben«, deren Bereitschaft zur Selbstausbeutung besonders ausgeprägt ist? Oder den Privilegierten, die durch ein Erbe oder eine:n Partner:in abgesichert sind und deswegen mehr Zeit für die Kunst haben?⁹ Kann unter diesen Umständen eine Literatur entstehen, die vielfältig ist und die gesamte Gesellschaft abbildet? Was fehlt, um eine solche Literatur zu ermöglichen?

Hinsichtlich der Vereinbarkeit von Sorgearbeit und künstlerischer Produktion wird an dieser Stelle oft die Forderung nach einem Umdenken in der deutschen Stipendienlandschaft laut. Immerhin ist ein Großteil der Fördermöglichkeiten an Bedingungen geknüpft, die beispielsweise Autor:innen mit Kindern nur schwer erfüllen können. Konkrete politische Forderungen, die auf eine Verbesserung der Bedingungen von künstlerischer Produktion und Sorgearbeit abzielen, sind immens wichtig.¹⁰ Im Kontext von Tillie Olsens Werk – und auch hinsichtlich meiner zeitweise zwiespältigen Gefühle

gegenüber meiner eigenen Mutter- und Autorinnenschaft – erscheint es mir aber als noch grundlegender, den vermeintlichen Widerspruch zwischen Mutterschaft und Autorinnenschaft weiter aufzulösen und mit den Mythen, die diese beiden Identitätskategorien umgeben, zu brechen. Um schreiben zu können, heißt es bekanntermaßen bei Virginia Woolf, müssen Frauen den »Engel im Haus« töten, sich also von der viktorianischen Vorstellung von der Frau als guter Seele, die die Bedürfnisse ihrer Liebsten über ihre eigenen stellt, befreien. Ich würde hinzufügen: Um ein Leben führen zu können, in dem sie sich um andere kümmern kann – und das womöglich auch noch mit Lust und Liebe! –, muss die Autorin das Genie in sich töten. Der Rückzug von der Welt zur Erschaffung eines klassischen Werkes und die Lebensrealitäten eines Menschen mit Care-Verantwortung passen einfach nicht zusammen. Was aber nicht heißen sollte, im Jahr 2022 nicht mehr heißen darf, dass Verantwortung für andere zu übernehmen und Autor:in zu sein sich ausschließen müssen.

Tradierte Vorstellungen von Autorschaft zu hinterfragen, bedeutet für mich auch, unser Verständnis dessen zu hinterfragen, was Literatur ist und wie der Schreibprozess aussehen kann. Welche anderen literarischen Formen

entsprechen meinen Lebensumständen vielleicht besser als der viel beschworene »große Wurf« des Romans? Die kanadische Nobelpreisträgerin Alice Munro hat einmal gesagt, für einen Roman habe sie neben Haushalt und Kindern keine Zeit gehabt, deswegen bestehe ihr Werk hauptsächlich aus Kurzgeschichten.¹¹ Seitdem es das Internet und die sozialen Medien gibt, ist es einfacher geworden, dem Verstummen etwas entgegenzusetzen, als das zu Tillie Olsens Zeiten noch möglich war, die mit ihrem hier vorliegenden Essay-Werk eine ganz eigene Form finden musste, ihre Beobachtungen durch die Aussagen anderer zu überprüfen und zu ergänzen. In Form von Tweets und Posts entsteht heute ununterbrochen eine flüchtigere, fragmentarische, zugleich lebendige und lebensnahe Literatur, für deren Qualität beispielsweise Elisa Aseva mit ihren Texten steht.¹²

Eine andere Art zu schreiben hat sich mir offenbart, als ich mitten im ersten Corona-Lockdown 2020 eingeladen wurde, per Zoom an einem Austausch mit anderen Autor:innen über unsere Arbeitsbedingungen als Schreibende und Care-Arbeitende teilzunehmen. Aus diesen digitalen Gesprächsrunden erwuchs bald die Gruppe Writing with CARE / RAGE¹³ und ein kollektives Schreibprojekt: Auf ein offenes Google-Dokument konnte

jede von uns jederzeit zugreifen, das Geschriebene der anderen befragen, ergänzen, kommentieren. Kurze Zeit später war dieser Gemeinschaftstext auf über 80 Seiten angewachsen, aus denen wir dann in einem demokratischen Prozess die wichtigsten Passagen ausgesucht und collagiert haben. Nicht nur bin ich nach wie vor überaus glücklich mit dem Ergebnis dieser Kollaboration,¹⁴ auch habe ich selten einen Schreibprozess so sehr genossen. In einer Zeit, in der wir aufgrund der Pandemie alle unter der Mehrbelastung an Care-Arbeit litten und mitunter nicht wussten, wo uns vor lauter Erschöpfung der Kopf stand, war das gemeinsame Schreiben intuitiv, spontan und wenig zeitaufwendig. Und mehr noch: Der gemeinsame digitale Raum wurde mir für einige Wochen zum Zufluchtsort, den ich mehrmals am Tag aufsuchte und der mir großen Trost spendete.

Es sind diese Momente, in denen ich mich von einer klassischen Vorstellung von Autorschaft und Werk löse, Momente, die mich zuversichtlich stimmen, dass ich auch mit dem zweiten Kind weiterschreiben werde. Der kreative Prozess wird dann vielleicht anders aussehen, als ich es erwartet habe. Die Beschäftigung mit unseren Vorkämpfer:innen wie Tillie Olsen, sie mit ihrem Werk wiederzuentdecken, ebenso wie die Solidarität mit anderen

Care-Arbeitenden im Literaturbetrieb sind für die Entwicklung meines neuen Selbstverständnisses als Autorin und Mutter von essenzieller Bedeutung. Dazu gehört auch Olsens Anspruch, nicht nur das eigene Schreiben und seine Bedingungen in den Blick zu nehmen, sondern das gesellschaftliche Gesamtbild.

Mit ihren Essays hatte Tillie Olsen zu einer neuen Art des Schreibens gefunden. Und ich kann nicht umhin, diese auf Notizen und Fragmenten beruhende Arbeitsweise mit dem Prozess des kollektiven Schreibens zu vergleichen. Beides zielt darauf ab, eine Gemeinschaft herzustellen, verschiedene Stimmen zueinander in Beziehung zu setzen. Und bei beiden kreativen Prozessen tritt das Autor:innen-Ego zurück, wendet sich die Autor:in ganz bewusst der Welt zu und nicht von ihr ab. Hätte Tillie Olsen mit dem großen Roman, den sie immer schreiben wollte, genauso viele Menschen *empowern* und inspirieren können, wie sie es mit ihren Erzählungen und Essays getan hat? Die Antwort auf diese Frage muss Spekulation bleiben. Fest steht, dass Tillie Olsen uns mit ihren Essays eine Vision von einem literarischen Miteinander geschenkt hat, von einem Raum, in dem alle Stimmen gehört werden.

Julia Wolf, Mai 2022

*Ein Geist wohnt in den Höhn,
»Dessen Herz einer Laute gleicht«;
Wie Israfel so schön
Singt keiner in den Höhn [...].*

*Der Schatten deiner Wonne fällt
Auf uns als Sonnenschein.*

*O wär ich schnell, wo Israfel
Gewohnt, und er wär ich –
Er säng wohl nicht so flammend hell
Ein sterblich Lied; doch ich,
Ich säng aus solcher Leier Quell
Ein Lied, dem keines glich!¹
– EDGAR ALLAN POE*

Hätte Milton das gleiche Los gehabt wie Kaspar Hauser, er wäre ebenso geistlos geblieben wie jener.²
– HERMAN MELVILLE

Wäre Goethe als Kind entführt und irgendwo tief in einem deutschen Wald von einer Räuberbande großgezogen worden, die Welt hätte auf »Faust« und »Iphigenie« wohl verzichten müssen. Aber Goethe wäre dennoch Goethe gewesen – kühner und klüger als alle seine Zeitgenossen. Abends am Wachfeuer hätte er wüste Gesänge von Mord

und Totschlag geschmettert, bis die finsternen Gesichter
ringsum vor Aufregung gezuckt hätten.³

- *OLIVE SCHREINER*

Wäre Tolstoi als Frau zur Welt gekommen ...⁴

- *VIRGINIA WOOLF*

Hätte, wäre ...

1.

Das Schweigen in der Literatur

*Ursprünglich ein 1962 anhand von Notizen im Rahmen
eines wöchentlichen Kolloquiums am renommierten
Radcliffe Institute frei gehaltener Vortrag. 1965 in Harper's
Magazine veröffentlicht.*

Die Geschichte, ja die Gegenwart der Literatur ist in den Mantel des Schweigens gehüllt: Bald ist es das jahrelange Schweigen anerkannter Größen der Literatur, bald ein Schweigen im Verborgenen; manchmal das Verstummen, nachdem *ein* Werk erschienen ist; manchmal die Tatsache, dass es gar nicht erst zu einer Veröffentlichung in Buchform kommt.

Was passiert in dieser Zeit mit der Schöpferin oder dem Schöpfer, mit dem schöpferischen Prozess? Was braucht das Schöpferische, um sich verwirklichen zu können? Ohne die Absicht oder den Anspruch, literaturwissenschaftlich vorzugehen, verspürte ich im Laufe der Jahre das Bedürfnis, alles darüber zu lernen, was ich in Erfahrung bringen konnte, blieb ich doch selber fast stumm und musste die Schriftstellerin in mir wieder und wieder sterben lassen.

Es geht hier nicht um *natürliches* Schweigen, um das, was Keats »*agonie ennuyeuse*«¹ nannte – jene Zeitspanne im natürlichen Schaffenszyklus, die notwendig ist für Erneuerung, Brachliegen, Reifen. Das Schweigen, von dem ich spreche, ist unnatürlich: die unnatürliche Vereitelung dessen, was sich abmüht, ins Leben zu treten, dies aber nicht vermag. In den überkommenen, den offensichtlichen Parallelen gesprochen: wenn der Same auf Stein fällt; wenn

der Boden nicht nahrhaft, der Frühling trügerisch, die Zeit von Dürre, Mehltau oder Parasitenbefall gekennzeichnet ist; wenn der Frost verfrüht einsetzt.

Ein solches Schweigen ist selbst den großen Gestalten der Literatur nicht unbekannt – Thomas Hardy, Melville, Rimbaud, Gerard Manley Hopkins. Sie verraten uns kaum, weshalb oder auf welche Weise ihre kreative Ader verkümmerte und am Ende versiegte – falls sie es denn tat.

»Zu weniger und weniger / Schrumpfen die Visionen, die groß in mir waren«,² schreibt Thomas Hardy, dreißig Jahre nachdem er angesichts der Gehässigkeit des viktorianischen England gegenüber seinem *Jude the Obscure* aufgehört hatte, Romane zu schreiben. (»[...] und so endete sein Prosabeitrag zur Literatur [...]. Die Erfahrungen der wenigen letzten Jahre hatten all sein Interesse an dieser Form [...] völlig zerstört«³ – so die offizielle Erklärung.) Doch die großartige Poesie, die er bis an sein Lebensende schrieb, genügte nicht, um jene gewaltigen Visionen zu erhalten und fortzuentwickeln, die fünfundzwanzig Jahre lang ihren Ausdruck von Roman zu Roman gefunden hatten. Menschen, Lebenslagen, Beziehungen, Landschaften – in Gedicht um Gedicht verlangen sie nach jenem umfassenderen Leben.

Bei Hopkins waren es nicht schrumpfende Visionen, sondern eine andere Folter. Sieben Jahre lang hielt er sich an sein religiöses Gelübde, keine Gedichte zu schreiben,

konnte er auch das Auge des Dichters nicht schließen:
»Erwähltes Schweigen, sing mir vor / Und schlag mir an
das Wirtelohr«. ⁴ »Mein Ohr ist lange vom Echo eines neuen
Rhythmus verfolgt worden, den ich inzwischen zu Papier
gebracht habe«, ⁵ schreibt er über das erste Gedicht, dem
er gestattete, das siebenjährige Schweigen zu brechen.
Doch die Dichtung (»Dies zu horten ungehört, / Hören
ungehütet«) ⁶ konnte nur die geringste und die letzte seiner
schweren priesterlichen Pflichten sein. Neunzehn Gedichte,
mehr vermochte er in den letzten neun Lebensjahren nicht
hervorzubringen – für uns Fülle, für ihn jedoch, der von
sich sagte: »Es bringt mich um, Eunuch der Zeit zu sein,
der niemals zeugen kann«, ⁷ eine über alle Maßen
schmerzhaft Tortur.

Rimbauds Schweigen wird von Schweigen umhüllt. Gab
es auch hier die Folter durch das Ungeschriebene; die
Heimsuchung durch Rhythmen, durch Visionen; den
Schmerz über nachlassende Kräfte, siebzehn Jahre
nachdem er die unerträgliche Welt der Literatur
aufgegeben hatte? Wir wissen nur, dass das Bedürfnis zu
schreiben bis in die ersten Jahre seines
Umhervagabundierens vorhielt, dass er schrieb:

Hatte ich *einst* nicht eine lebenswerte Jugendzeit,
heldisch, märchenhaft, auf goldene Blätter zu schreiben –
zu viel Glück! Durch welche Schandtät, durch welchen